

Redaktion, Administration u. Druckerei:
Kolowratring, Pichlgasse Nr. 11.
Verantwortl. Redakteur: nicht angenommen und
Manuskripte in keinem Falle zurückgesendet.

Ankündigungs-Bureau:
Stadt, Wollzeile 20. Inserationspreis nach Tarif. Inserate
übernehmen: Witzsch, Ass.-Exp. in Prag und
Brünn; Jos. A. Kleinreich, Zeitungs- u. Ass.-Exp.
in Graz; J. Blockner, A. V. Goldberger, J. Leopold,
Jos. Schwarz, Ass.-Exp. in Budapest; Jos. Aus-
lander, John F. Jones & Co. in Paris, 38 bis, Rue
de Valenciennes; Rudolf Mosse in Berlin.
München, Leipzig; Haasenstein & Vogler in
Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M., u.
Basel; Heinrich Heine, Ass.-Exp. in Ham-
burg; H. H. H. in Köln; H. H. H. in Ham-
burg; Orell Füssli & Co. in Zürich u. Basel;
Neyraud & Sons in London; Vertreter für
Deutschland, Frankreich, England, Italien etc.: Saar-
brück Nachrichten-Exchange, Mainz.

Abonnement für Wien:
Im Hauptverlage, Wollzeile 20: Ganzjährig K. 43.50,
monatlich K. 3.60. Mit 12. monatlicher Beilage aus
Hess: Vierteljährig K. 12.50, monatlich K. 4.30.
Einzeln: Morgenblatt 13 H., Abendblatt 6 H., Nach-
mittagsblatt am Montag und nach zwei Feiertagen 12 H.,
Morgen- u. Abendblatt 40 Pf.,
für Deutschland (Morgen- und Nachmittagsblatt
einzeln):
allein je 30 Pf.
Abendblatt allein je 15 Pf.

Neue Freie Presse. Morgenblatt.

Abonnement für das Inland:
Mit 12. monatlicher Beilage: Ganzj. K. 25. halbj.
K. 12. viertelj. K. 14. Mit 12. monatlicher Beilage:
Ganzj. K. 24. halbj. K. 12. viertelj. K. 14.

Abonnement für das Ausland:
Vierteljährig.
Bei uns (Kreuzband-Versand): **Deutschland**,
Serbien K. 20, f. Staaten d. Westpostvertrages K. 22,
Belgien K. 20, f. Staaten d. Westpostvertrages K. 22,
11 M. 10 Pf. Schweiz 14 Fr. 5 Ct., Belgien 10 Fr.
40 Ct., Italien 14 L. 36 C., Rumänien 15 Fr. 70 Ct.,
Serbien 15 Fr. 50 Ct., Bulgarien 15 Fr. 60 Ct.,
Russland 5 Rub. 20 Kop., Griechenland (3-6-
Brosch. Beck & Barth, Athen, od. Zolter, Serb. W. Triest) u.
Europa: Türkei K. 15.25, Asiat. Türkei K. 17.45,
Aegypten 10 Fr. 30 Ct. Dänemark 10 K. 20 Oere.
Bei den Agenturen in Italien: Sarrach's News
Exchange, Mailand, 3, Via Venezia, E. Z. Obolighi,
Mailand u. Rom, Loebner & Co. in Rom 25 France
20 Ct.; **Frankreich:** Sarrach's News Exchange,
Paris, IX., 36, rue de la Victoire, Agence Havas, Paris,
25 Fr. 50 Ct.; **England:** Sarrach's News Exchange,
London, 16, John Street, Adelphi, Strand, W. C. A.
Siegler, 20, Lime Street E. C. London, 10 sh., **Nord-**
amerika: E. Steiger, 10 Park Place, G. E. Steiger,
266 Broadway in New York, 6 Doll. 40 Cts. Vert. für
Deutschland, Frankreich, England, Italien u. Sarrach's
News Exchange, Mainz, Heilmann & Co. Köln, A. H.
Für die an Agenten, Austräger oder Vertriebsstellen
besetzten Bezüge leisten wir keine Garantie.

Nr. 16311.

Wien, Mittwoch, den 19. Januar

1910.

Die mandchurische Frage.

Von M. v. Brandt,

deutschem Gesandten a. D.

Weimar, 16. Januar.

Die Frage, die für den Staatssekretär der Vereinigten Staaten die Veranlassung zu seinen jüngsten Bemühungen gewesen ist, die Segnungen der offenen Tür auch diesem entlegenen Teile Chinas zu teil werden zu lassen, hat schon öfter eine Rolle in internationalen Vereinbarungen gespielt. In dem englisch-japanischen Abkommen vom 30. Januar 1902 heißt es, daß die Erhaltung der Unabhängigkeit und der territorialen Integrität des Kaiserreiches China, zu dem ja die Mandchurei gehört, und des Kaiserreiches Korea die Grundlage und das Ziel der Verständigung der beiden kontrahierenden Teile bilde. Um nicht hinter diesen beiden Verteidigern Chinas zurückzutreten, erklärten dann fast zwei Monate später (21. März) Rußland und Frankreich, daß sie ein gleich großes Interesse an diesen Fragen hätten und bereit seien, für die Erhaltung der Integrität Chinas, falls notwendig, ebenfalls zum Schwerte zu greifen. Und als dann endlich nach fünfzehnmonatlichem Ringen um ein Gebiet, das ihnen nicht gehörte, dessen Boden sie aber mit Helatomben von Leichen ihrer Soldaten düngten, die beiden Kämpen, Rußland und Japan, auf das Zureden der Vereinigten Staaten Frieden schloßen, zu Portsmouth am 5. September 1905, enthielt das Dokument die Bestimmung, daß Japan und Rußland sich gegenseitig verpflichteten, die Mandchurei ganz und gleichzeitig zu räumen, alle Teile derselben ganz und vollständig der chinesischen Verwaltung zurückzugeben, während die russische Regierung erklärte, in der Mandchurei keinen territorialen Vorteil und keine Vorzugs- oder ausschließliche Konzession in ihr zu besitzen, die der chinesischen Souveränität zum Schaden gereiche oder unvereinbar mit dem Prinzip der gleichen Erleichterungen für alle sei. Die beiden Regierungen verpflichteten sich außerdem, den allgemeinen, sich auf alle Mächte beziehenden Maßnahmen, die China für die Entwicklung des Handels und der Industrie treffen könne, keine Hindernisse in den Weg zu legen.

Das wäre ja nun vortrefflich gewesen, und wenn man von dem Schaden absah, den China durch den in seiner Provinz ohne seine Zustimmung geführten Krieg erlitten hatte, hätten weder es selbst noch die neutralen Mächte Veranlassung gehabt, sich zu beschweren. Aber der Vertrag enthielt auch noch andere Bestimmungen. Durch eine derselben übertrug und überließ die russische Regie-

zung, mit der Zustimmung Chinas, die Mächte von Port-Arthur, Talienwan und dem umliegenden Gebiet sowie die Bahnstrecke zwischen Port-Arthur-Chang-Chun (zirka 256 Kilometer südlich von Harbin) kostenfrei an Japan. Damit war ein beschränktes Kondominium der beiden Staaten in der Mandchurei eingerichtet, denn die verschiedenen zwischen Rußland und China abgeschlossenen Eisenbahnabkommen hatten Rußland nicht allein Bergbau- und Landkonzessionen, sondern auch solche in Betreff der Ausübung von Handel und Gewerbe und das Recht, eine eigene Truppe zum Schutz des Bahnkörpers und des Verkehrs zu unterhalten, zuerkannt. Diese Rechte sind zum Teil auf Japan übergegangen oder werden von demselben in Anspruch genommen. Sie haben ihre Bestätigung und zum Teil eine Ausdehnung durch die nach dem Abschluß des Friedens von Portsmouth zwischen Rußland, respektive Japan und China zur Ausführung der in dem letzteren enthaltenen Bestimmungen getroffenen Vereinbarungen gefunden. Die Lage in der Mandchurei war dadurch so zugespitzt worden, daß man mit Recht dieses Gebiet als den Punkt bezeichnen konnte, an dem am leichtesten ein Zusammenstoß und dadurch ein in seinen Folgen unüberschaubarer Konflikt entstehen könne. Diese Ueberzeugung scheint sich auch der amerikanischen Regierung aufgedrängt und sie zu ihrem jüngsten Schritt veranlaßt zu haben. Freilich können auch noch andere Fragen dabei mitspielen. Die amerikanische Regierung hat sozusagen bei dem Kinde, das in Portsmouth aus der Taufe gehoben worden ist, Pate gestanden und hat daher vielleicht eine moralische Verpflichtung, sicher aber ein Interesse daran, darüber zu wachen, daß das mit solcher Freude begrüßte Ereignis nicht für die Beteiligten, am meisten aber nicht für China, zum Unglück ausfalle. Vielleicht kommen auch wirtschaftliche Gründe dazu. Der vor einigen Jahren sehr blühende Importhandel der Vereinigten Staaten nach China ging zum großen Teil nach der Mandchurei; er hat dort, wie der amerikanische Gesamthandel nach China, unter den Maßnahmen im eigenen Lande, die die Vorschriften und Beschränkungen für den Eisenbahnverkehr bei dem Zwischenhandelsverkehr auch dem Ausfuhrverkehr auferlegt haben, durch schlechte Ernte und sonstige wirtschaftliche Schwierigkeiten und in der Mandchurei nicht zum wenigsten durch die rückwärtslose Begünstigung des eigenen und möglichste Zurückdrängung des fremden Handels von Seiten Rußlands und Japans gelitten. Auch mag der Wunsch, in China die führende Rolle zu übernehmen, die nach den Ansichten der Amerikaner ihnen gebührt und die bisher nur wenig zur Geltung gekommen war, der Vater des Gedankens gewesen sein.

Jedenfalls hat Europa alle Veranlassung, Staatssekretär Knox für den Mut dankbar zu sein, den er dadurch bewiesen hat, daß er einen Weg zur Beilegung einer Frage vorgeschlagen, die ungeahnte Schwierigkeiten in sich birgt. Ob es ihm, Amerika und Europa gelingen wird, das begonnene Unternehmen zu einem glücklichen Ende zu führen, ist allerdings schwer zu entscheiden. Was er vorschlägt, ist, soweit es sich nach den vorhandenen Nachrichten übersehen läßt, daß Rußland und Japan ihre Eisenbahrechte, und was damit zusammenhängt, einem Syndikat der Vertragsmächte oder vielleicht richtiger einem unter dem Schutz und der Aufsicht der Vertragsmächte stehenden internationalen Syndikat übergeben, das für die Entschädigung Japans und Rußlands, die Verwaltung und den Ausbau der mandchurischen Bahnen erforderlichen Beträge zu beschaffen haben würde. Dies alles unter Wahrung und Unterstützung der chinesischen Oberhoheit. Wenn eine solche Maßregel durchgeführt werden könnte, würden damit die Reibungsflächen in erster Linie zwischen China, Japan und Rußland bedeutend vermindert und dadurch die Gefahr von auf wirtschaftlichem Boden entstehenden Konflikten größtenteils in Wegfall kommen; ganz würden sie freilich auch dann nicht verschwinden. Zu einer Verständigung in dieser Frage gehört aber vor allen Dingen die Zustimmung der drei Hauptbeteiligten, Rußlands, Japans und Chinas. Das erstere wird sich am leichtesten mit einer Vereinbarung einverstanden erklären, die einen großen, den größten Teil seiner sibirischen Landgrenze wenigstens theoretisch gegen einen Angriff von Süden her sichern würde. Schwerer dürfte sich Japan dazu entschließen, seine Pläne in der Mandchurei aufzugeben, jedenfalls würde es sehr erhebliche Entschädigung, teils finanzieller, teils wirtschaftlicher, vielleicht auch politischer Natur fordern. China endlich würde alles zugestehen, um die beiden Mächte, Rußland und Japan, aus seinem mandchurischen Fleische entfernt zu sehen, freilich mit der reservation mentalis, von dem Besprochenen möglichst wenig zu halten, einem Entschluß, für dessen Durchführung es auf die bereitwillige Unterstützung Jung-Chinas und der einzuberufenden Nationalversammlung rechnen könnte. Ueberhaupt würden alle in der Frage beteiligten Persönlichkeiten und Kreise wohl daran tun, sich mit der ostasiatischen Geschichte der letzten zehn Jahre recht eingehend zu beschäftigen und von ihr zur Danachachtung zu lernen, mit welcher Leichtigkeit papierene Versprechungen dort in den Papierkorb gewandert oder ins Gegenteil verwandelt worden sind. Wer mit Asiaten Geschäfte machen will, muß sich vorher darüber klar sein, bis wohin zu gehen er vorkommendenfalls bereit sein würde. Halbe

Die heutige Nummer enthält:

Militärisches Nachrichtenblatt
der „Neuen Freien Presse“: Aus dem
Armeeverordnungsblatte. Aus dem Land-
wehrverordnungsblatte. „Sechzig Jahre
k. k. Gendarmerie.“ „Die neueste englische
Schlachtschiffstyp.“ **Miszellen.** Seite 22
und 23.

Ferner:

Die 49. Fortsetzung des Romans „Das Ewig-
menschliche“ von Paul Heyse. Seite 21.

Feuilleton.

Sven Hedins Entdeckungen und Abenteuer.
Von Hermann Schr.

Da kommt ein Geograph und beschämt alle Dichter! Indem er ganz einfach seine Wanderungen in Tibet zu erzählen meint, wird's ihm unter der Hand ein vollkommenes Kunstwerk. Ein ganzer Mensch stellt sich uns mit solcher Gegenwart dar, daß wir ihn seit Jahren zu kennen glauben, als hätten wir täglich mit ihm verkehrt; und die höchste Wirkung der großen Kunst wird erreicht: es ist uns, als wäre dies eben der Mensch, den wir schon immer gesucht, immer erwartet haben. Denn jene Eigenschaften gerade, die uns jetzt für die wahrhaft menschlichen gelten, vielleicht deshalb weil sie so selten an Menschen zu finden sind, vereinigen sich in ihm: Festigkeit und Entschlossenheit eines unzweifelhaften Willens, doch ohne jeden Trost, sanft und still, mit Milde überzogen, große Güte bei hoher Kraft, ruhiger Verstand zur innigsten Empfindung, ein wunderbares Mitleben mit aller Natur in Mitleid und Mitfreude, Ehrfurcht vor dem Großen, Erbarmen mit dem Kleinen, ein Gefühl der Brüderlichkeit für jedes Geschöpf, das reinste Verhältnis zu Tieren, Treue zur Sache, zum einmal gefaßten Entschluß, zur übernommenen Pflicht, ahnungsvolle Demut vor den Geheimnissen, in denen wir wandeln, dies alles gesteigert zum tiefsten Behagen an allem Dasein,

zur zärtlichsten Dankbarkeit dafür, daß die Sonne scheint und die Blumen blühen und der Wind weht, zur hellsten Frömmigkeit, die sich überall im Unennbaren verankert fühlt und dadurch ermutigt, alles zu wagen und sich eines jeden Augenblicks zu freuen. Bald einem altdeutschen Ritter ist er gleich, bald einem echten Franziskaner, bald irgend einem nordischen Seeräuber, und immer wieder, mitten im Zug seiner erstaunlichen Abenteuer und Gefahren, hält man unwillkürlich lauschend ein, um zu frohlocken: Da ist er ja nun endlich, den wir uns immer gewünscht haben, der neue Mensch! Seit Walt Whitman steht in unserer Seele doch das Bild eines Menschen aufgerichtet, dem es gelänge, wieder ganz Natur zu sein, wodurch nun gleichsam der Erbsünde der Kopf zertreten und die Schöpfung mit einer neuen Anschuld beglückt würde. Ja noch früher, in der Renaissance schon, muß eine Hoffnung auf diesen Menschen durch die Welt gegangen sein, in dem der alte Haß zwischen dem Seelischen und dem Sinnlichen plötzlich irgendwie geheimnisvoll versöhnt, der zugleich ganz Geist und ganz Trieb, in dem Gott mit dem Tier verträglich beisammen wäre; jenes Lächeln Leonardos bezeugt es, die erste Erscheinung einer Menschenwürde, die von der Hölle bis in den Himmel reicht. Seitdem ist die Sehnsucht danach nicht mehr verloschen und vielleicht hat alles rasende Begehren, alles taumelnde Verzagen unserer gepeinigten verlangenden Zeit keinen anderen Sinn, als diesen ewigen Traum vom neuen Menschen so mit unserem Blut anzufüllen, bis er daraus die Kraft zieht, Wirklichkeit zu werden. Nun aber scheint's, als wären wir so weit; vielleicht erleben wir es noch. Denn eine neue Menschenart tritt jetzt auf.

Diese neue Menschenart hebt sich von der anderen durch ein höchst merkwürdiges inneres Wohlfühlen ab. Es sind Menschen, die mehr Kraft haben, als sie verbrauchen können. Während wir uns sonst rings von erschöpften Menschen umgeben sehen, die dem Leben nicht gewachsen sind, weil es mehr von ihnen verlangt, als sie ihm geben können, erscheinen jetzt unter uns welche, denen umgekehrt unser bürgerliches Leben nicht gewachsen ist. Bisher hat einer schon für stark gehalten, wenn er nur eben noch hinreicht, um halbwegs mit dem Leben fertig zu werden. Sie sind stärker. Wie viel Kraft sie dem Leben auch hingeben mögen, sie verbrauchen sich nicht, sie haben mehr, es bleibt in ihnen Kraft zurück. Und aus solcher un-

brauchter Kraft entsteht nun eine Spannung in ihnen, die sie produktiv macht, aber anders produktiv, als unsere Künstler sind, nämlich nicht aus Not wie diese, sondern aus Fülle. Während sich der Künstler, der heutige Künstler einer altgewordenen Zeit, in seiner Sehnsucht vor der Welt versteckt, dringen sie mit ihrer unbefriedigten Kraft in die Welt ein. Er flüchtet ins Imaginäre, sie gestalten die Wirklichkeit um. In ihnen hat sich die Menschlichkeit so verdichtet, daß sie Gelden werden müssen, ganz jenen mythischen gleich, dem Herakles oder Theseus, die auch stärker als das Leben waren und deshalb seine Herren wurden, ihr Ebenbild aus ihm formend. Solche Herrenmenschen, Heldenmenschen haben wir nun wieder. Aber statt uns zu helfen, ziehen sie fort, ins Eis der Pole oder nach Tibet. („Entdeckungen und Abenteuer in Tibet“ von Sven Hedin. Leipzig, F. A. Brockhaus).

Uns fehlt ein Mensch, der die Kraft hätte, das äußere Leben nach unserem inneren umzugestalten. Hier wäre einer. Und dieser Sven Hedin irrt durch die Wästen von Tibet, frierend, hungernd, in Stürmen! Warum? Wozu? Was kann das Motiv sein? Er hätte alles, die volle Menschlichkeit, die große Güte, den unbefestigten Verstand, den ausharrenden Mut, das ruhige Gleichgewicht der ungestörten Seele, alles, was einer braucht, um in den verwirrten Nöten unserer rastlosen Zeit ein Retter zu werden, seinem eigenen Volk und den anderen; ja die bloße Gegenwart eines so gefestigten, in sich ruhenden, unbeirrten Mannes, der Anblick seiner klaren, auf das Rechte gerichteten Augen, die strahlende Macht seines heiteren Willens könnten allein schon trösten und helfen. Er aber verbringt sein Leben an der Spitze von Karawanen in der Fremde. Warum? Weil ihn die weißen Flecke auf der Landkarte nicht schlafen lassen. Dies wenigstens gibt er selbst als sein Motiv an: der große weiße Fleck mit dem Unexplored auf der Landkarte lockt ihn. Die Lamaisten unter seinen Ladatis treibt die Hoffnung an, wenn sie Schigatse und das heilige Kloster Tashi-lumpo erreichen, dadurch einer besonderen Heiligung teilhaft zu werden, wie ein Mohammedaner „Hadschi“ wird, wenn er in Mekka war: „Bei ihnen handelte es sich also um eine Wallfahrt; bei mir darum, möglichst viele weiße Flecke auf der Karte von Tibet zu erforschen.“ So versichert er's immer wieder. „Ich wußte, daß, wenn es mir jetzt nicht gelänge, in das

Schritte und Maßregeln verschlechtern nur besonders schon an sich nicht ungefährliche Sagen. Es wird interessant sein, zu sehen, wie Mr. Knox die Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat, weiter und, wie wollen hoffen, zu einer glücklichen Lösung führen wird. Unserer besten Wünsche für eine solche, die der Aufrechterhaltung des Prinzips „gleiche Rechte für alle“ und damit dem Frieden dienen würde, kann er gewiß sein.

Neue Wahlerfolge der Konservativen in England.

Wien, 18. Januar.

— Auch die heutigen Wahlen haben den Konservativen wieder Erfolge gebracht, und vorläufig besitzen sie den Liberalen und der Arbeiterpartei gegenüber sogar einen Vorsprung, den erst die noch zu erwartenden Wahlgänge weitmachen können. In den Bezirken, in denen die Nonconformisten, die Gegner der Hochkirche, stark sind, rechnet man auf Siege der Liberalen; ihnen verdankte die liberale Partei ihr erstaunliches Aufsteigen in den vorigen Wahlen, in denen die Konservativen auf eine kleine Schaar zusammenschmolzen. Seither aber hat die konservative Partei sich ein neues Schlagwort zu eigen gemacht, das ihr in diesen drei Wahltagen schon zu großen Eroberungen verholfen hat. Ihre Hauptkraft war allezeit die Mahnung zum Schutze gegen die ausländische Gefahr; sie hat diesmal vor Deutschland gewarnt, aber bessere Dienste noch als die Furcht vor der deutschen Invasion leistet ihr die Furcht vor der deutschen und amerikanischen Konkurrenz und die Parole, daß nur der Schutz Zoll zu helfen vermag. Die Agitation für den Schutz Zoll, der zugleich als Mittel zur Stärkung des imperialistischen Gedankens, zur Erhaltung der Größe der Nation angepriesen wird, hat den Liberalen schon viele Tausende von Anhängern genommen, insbesondere in London, das der Mittelpunkt des ungeheuren Systems, von sich selbst regierenden großen und kleinen Gemeinwesen, von Kronkolonien und Dependenz ist, die zusammen das britische Reich bilden.

Was von vornherein als das wahrscheinlichste betrachtet wurde, scheint sich zu verwirklichen. Die Liberalen haben Plätze verloren, aber die Majorität werden sie nicht verlieren. Die Mächte, gegen die sie anzukämpfen hatten, die alten und die neuen, haben den Liberalismus aus der großen Stellung, die ihm vor vier Jahren zugefallen war, verdrängt, aber selbst zuverlässige Konservative glauben nicht daran, daß sie ihn schon im jetzigen Wahlsfeldzug überwinden können. Sie hoffen nur, daß es ihnen bei einem zweiten Ansturm gelingen werde. Auch auf dem Kontinent hat die reaktionäre Welle mehrmals mit aller Kraft angeschlagen, bis sie die Herrschaft endlich gewann, und nungleich die Reaktion in England anders aussieht als hier, ist es doch nicht ausgeschlossen, daß das Schicksal das gleiche ist. Schon die Verkleinerung der Mehrheit ist für die Liberalen unter Umständen eine Gefahr; sinkt ihr Uebergewicht zu sehr, so werden sie ihren wichtigsten Programmpunkt, die gesetzliche Beschränkung des Vetorechtes der Lords, zwar im Unterhause durchzubringen vermögen, schwerlich aber den Beistand der Krone zur Verfügung haben, dessen sie bedürfen, um sie auch dem Oberhause selbst aufzuerlegen. Diesen Beistand, das heißt vor allem die Erlaubnis zu einem höchst ausgiebigen Patentschutz, zu erwirken, hat das jetzige Ministerium sich ausdrücklich verpflichtet, und es wird, wenn es ihn nicht erhält, sein Amt zurücklegen oder das neu gewählte Haus auflösen müssen. Eine schwache liberale Majorität würde also einen nochmaligen

Wahlkampf nötig machen, in welchem beide Parteien mit verdoppelter Heftigkeit eintreten würden. Es handelt sich eben diesmal nicht um Fragen zweiter Ordnung; auf der einen und auf der anderen Seite wird eine Aenderung des Systems verlangt, die nur eine starke Partei ins Werk setzen kann. Die Beschränkung des Vetorechtes der Lords ist mehr als die bloße Festlegung eines längstgeübten Brauches. Wenn das Oberhaus bis vor kurzem kaum daran dachte, ein Budget, das vom Unterhause beschlossen war, zu ändern oder zu verwerfen, so war darum die Aristokratie doch nicht machtlos. Sie und wer sich ihr anschloß, war trotzdem immer unter den Führern des Landes, führte es oft allein und galt dazu für berechtigt. Die alte Ueberlieferung wirkte noch fort und wirkte auch bei den Liberalen. Erst die Wahlen von 1906 brachten einen nicht nur prinzipiellen, sondern auch persönlichen Sieg der Demokratie und füllten die Bänke des Unterhauses mit Männern aus dem Volke, die sich dem zum Minister aufgestiegenen ehemaligen walisischen Dorfjungen innerlich verwandt fühlen. Ein Vorstoß des Unterhauses gegen das Oberhaus bedeutet heute weit mehr, als er ehemals bedeutet hätte; heute ist das Oberhaus die Burg, in welche die Aristokratie zurückgedrängt worden ist und in der sie sich zu befestigen sucht, und diese Burg wollen die Liberalen zur Uebergabe zwingen. Wenn ihnen dies gelänge, so würde damit eine neue Ära der politischen Geschichte Englands beginnen. Eine neue Ära seiner wirtschaftlichen Geschichte aber würde beginnen, wenn die Konservativen und ihre Verbündeten ihren Willen durchsetzen, den Freihandel beseitigen und das Reich mit Schutzzöllen umgeben könnten. Der Freihandel hat dem modernen England den Charakter verliehen, er war seine Auszeichnung, das Bekenntnis, daß keine seiner Industrien irgend welche Konkurrenz fürchtete, er verbürgte seinen Arbeitern wohlfeile Ernährung, auch wenn die Dörfer und Kleider sich in riesige Fabriksstädte verwandelten, er machte es zum Mittelpunkt des Welt Handels und schien fast unzertrennlich von seiner Befestigung, die es mit der freien See verbindet und aus ihr ihre Kräfte zieht. Ein England mit Schutzzöllen, die sich überdies in ihrer Fortsetzung um alle britischen Besitzungen ziehen würden, ist nicht mehr das England, das sich im neunzehnten Jahrhundert gleichsam als die natürliche Bollendung aller früheren Phasen englischer Entwicklung herausgebildet hat, es ist ein ganz anderes, und um es in ein so gründlich anderes umzugestalten, müssen die Konservativen einen gründlichen Sieg über die Liberalen erringen.

Auf einen Sieg, der sie aus einer schwachen Minderheit zur regierenden Mehrheit macht, haben sie selbst nicht gehofft; aber sie sind im Vordringen, und wenn sie den Liberalen und der Arbeiterpartei so viel abgewinnen, um sie an der Durchführung ihrer Offensivaktion gegen das Oberhaus zu hindern und zu einem neuen Wahlgang zu nötigen, so können sie dann mit verstärkten Ausblicken den Weltstreit aufnehmen. Der Schutzollgedanke hat sich als stark genug erwiesen, um Unzufriedenheiten zurückzubringen, die sie schon verloren hatten. Sie versprechen, daß er das Reich fester einigen und die Industrie vor Störungen bewahren werde, und diesen Schlagworten widerstehen viele nicht, die sich bisher den Liberalen anvertrauten. Wenn die Liberalen sich für eine Zeitlang in der Herrschaft behaupten können, so können inzwischen neue Konstellationen die moderne Tendenz vielleicht wieder unmodern werden lassen; wenn sie jedoch aus den jetzigen Wahlen nur mit notdürftiger Macht her-

vorgehen, so ist es sehr leicht möglich, daß sie zu steigendem Gewalt heranwächst und sich erst praktisch ausleben muß, und auch die heutigen Wahlen haben die Aussichten der liberalen Sache wieder verringert.

Der Wahlkampf in London.

(Telegramm des „Neuen Freien Presse“.)

London, 18. Januar.

In Limehouse, wo Lloyd-George seinerzeit die große Budgetcampagne eröffnete, agitierten viele Mitglieder der Börse für den konservativen Kandidaten. Bermondsley, das die Liberalen bei der letzten Nachwahl verloren hatten, wurde heute von ihnen wieder erobert.

In Southwark ist der Generalwahlmeister General Causton unterlegen.

Ein Schutzöllnerfieg in Sunderland.

(Telegramm des „Neuen Freien Presse“.)

London, 18. Januar.

Der Tag hat für die Liberalen nicht gut begonnen. Zwar gewannen sie auch das zweite vom ersten Mandat in der großen Hafen- und Industrieabtei Newcastle-on-Tyne, dafür ging aber ein anderes wichtiges Geschäftszentrum des Nordens mit zwei Mandaten, Sunderland, an die Tarifreformer verloren. Man muß sagen an die Tarifreformer, nicht bloß an die Konservativen, denn der Wahlkampf war ausschließlich durch die Schutzollfrage und durch die Person des einen Tarifreformkandidaten Samuel Storey beherrscht. Storey, ein in Sunderland ansässiger und allgemein populärer Fabrikant, war noch vor drei oder vier Jahren Führer der dortigen Liberalen und hat der Partei nur wegen der Schutzollfrage den Rücken gekehrt.

Wahl des Ministers Runciman.

(Telegramm des „Neuen Freien Presse“.)

London, 18. Januar.

Unterrichtsminister Runciman wurde in Dewsbury wiedergewählt.

Wahl Churchills.

(Telegramm des „Neuen Freien Presse“.)

London, 18. Januar.

Handelsminister Winston Churchill wurde in Dundee wiedergewählt.

Behauptete liberale Mandate.

(Telegramm des „Neuen Freien Presse“.)

London, 18. Januar.

Die Liberalen behaupteten sich in folgenden Wahlbezirken:

In London: Whitechapel, St. George in the East, Limehouse, Rotherhithe, Nordost- und Südwest-Bethnal-Green, Poplar.

Dewsbury (Minister Runciman), Swansea (Distrikt), Liverpool-Exchange, Middleboro, Newcastle-on-Tyne (Arbeiterpartei), Barrow, Ganley, South-Shields, Northampton (zwei Mandate), Ditz und Süd-Edinburgh, Dundee (zwei Mandate).

Behauptete konservative Mandate.

(Telegramm des „Neuen Freien Presse“.)

London, 18. Januar.

Die Konservativen behaupteten sich in folgenden Wahlbezirken:

In London: Wandsworth, Stepney,

Land einzudringen, das auf der letzten englischen Karte von Tibet nur das Wort Unexplored enthält, eines schönen Tages ein anderer Forscher kommen und mir diese Eroberung rauben würde. Und diesen Gedanken konnte ich nicht ertragen.“ Und wie kindisch freut er sich, als es ihm nun wirklich glückt, im rechten Winkel das Wort Unexplored zu zerschneiden, indem er mitten zwischen dem p und dem l durchzukommen den Triumph erlebt! Aber ist dies in Wahrheit sein Motiv? Ja, es gibt den Forschertrieb; so sinnlos, wie nun einmal alle unsere Triebe sind. Das Kind zerreißt neugierig die Puppe, es will wissen, was drin ist, es verträgt das Geheimnis nicht. Der Mensch verträgt das Geheimnis nicht, nichts darf ihm verborgen bleiben, so reißt er alles auf, um freilich nur jedesmal, wenn ein Geheimnis sich öffnet, immer wieder vor einem noch tieferen zu stehen, nicht klüger als zuvor; er bereichert nur die Nomenklatur, ein neues Wort wird gefunden, das ist alles. Aber immerhin gibt es solche Fanatiker des Forschertriebs. Nur sieht ihnen Sven Hedin gar nicht gleich, mit seiner inneren Wärme, seiner sinnlichen Härlichkeit, die sich an jedem kleinsten Zeichen Gottes berauscht, seinem andächtigen Horchen am Herzen der Natur. Er erinnert er an Erscheinungen unter unseren Alpinisten, an den unvergeßlichen Purtscheller oder jenen jung verstorbenen Winkler etwa, deren eigentlicher Lebenstrieb es auch nur immer war, Gefahren aufzusuchen, um ihre Kraft abzuleiten, denn unsere Welt kann diese nicht verwenden, und so würden sie sonst von ihr gesprengt. Und so hätten wir also auch an ihm wieder den unglaublichen Fall, daß, wenn einmal unter uns ein Mann von Kraft erscheint, eben der ersetzte Held, der stark genug wäre, das Leben rings, das aus den alten Formen drängt, in neue zu schließen, daß für diesen dann in unserer Welt kein Platz ist, weshalb er sich genötigt sieht, sie den Kleinen und den Schwachen zu überlassen, selbst aber lieber in Wildnissen spazieren zu gehen, wo noch keine Polizei verbietet, ein Held zu sein.

In Schigatse besucht er den Tschji-Lama. Das ist mir psychologisch der merkwürdigste Moment der ganzen Erzählung. Der Tschji-Lama, der tibetaner Pabst, ein noch ganz junger Mönch, wirkt auf den ruhigen, nicht leicht entzündlichen Schweden mit einer Macht, die man gar nicht gleich versteht. Wenn in Tibet der Pabst stirbt, so werden, um den neuen Pabst zu finden, im ganzen Land die kleinsten Knaben ausgesucht, die den Ruf haben,

irgendwie hervorzuragen, und unter ihnen wählt man die schönsten, um schließlich das Los entscheiden zu lassen, in welches dieser unschuldigen Kinder der Gott gefahren, um seinen Leib hinfür zu bewohnen. Der ausgeloste Knabe wird von Mönchen erzogen und mit den Geheimnissen des Glaubens vertraut gemacht. An hohen Festen darf er dem Volk erscheinen, sonst lebt er einsam im Gebet, hoch über der Welt. So ist dieser 25 Jahre alt geworden, ein freundlicher heller Jüngling mit kleinen weichen Händen, der nun den Fremden zu sich kommen läßt. Sie sitzen stundenlang in dem einfachen Gemach mit dem nackten Steinboden, wo durchs Fenster der Blick über goldene Tempeldächer ins öde Gebirge geht, und mit seiner leisen und gedämpften Stimme, bescheiden, fast schüchtern, fragt der Pabst seinen Besucher aus. „Hier bin ich so taktvoll und zugleich so gründlich interviewt worden!“, erzählt Sven Hedin. Der „Unwissende“ will vieles von ihm wissen. Er fragt nach den einzelnen Staaten Europas und ihren Herrschern, nach der Größe und den Einwohnern Schwedens, nach seiner Lage im Verhältnis zu Rußland und zu England, wie man hinkomme, wie lange man dazu brauche, welche Jahreszeit für eine solche Reise die beste — „ganz als ob er beabsichtige, mir dort einen Gegenbesuch zu machen!“ Wie Hedin dies schildert, hat man den Eindruck eines sehr liebenswürdigen, ganz unerbundenen, zutraulichen Knaben von hinreißender Anmut, etwa jenen herzensstarken und lebensreinen Jünglingen in den platonischen Dialogen gleich, der ihn nun aber doch noch viel tiefer ergreift, als man nach seinen eigenen Mitteilungen eigentlich recht begreifen kann. Hedin findet kein Wort zu stark, um ihn zu preisen. „Die Inkarnation Amitabhas! Die irdische Hülle, in der die Seele Amitabhas durch die Zeiten fortlebt! Also eine Gottheit voll übernatürlicher Weisheit und Allwissenheit. Die Tibeter glauben, daß er nicht nur alles weiß, was geschieht und geschehen ist, sondern auch alles, was geschehen wird. Mag er Amitabha selber sein; soviel ist gewiß, daß er ein ganz außerordentlicher Mensch, ein seltener, einziger, unvergleichlicher Mensch ist. . . Von nun an behandeln mich alle mit noch größerer Achtung als vorher, und es war klar, daß schon an demselben Abend der ganze Bazar und die ganze Stadt Schigatse wußte, daß ich drei Stunden bei dem Heiligen zugebracht hatte. Ich selber konnte kaum an anderes denken als an den Tschji-Lama und den mächtigen Eindruck, den er auf

mich gemacht hatte. Ich verließ den Labrang, sein Klosterstübchen, betrauscht und bezaubert von seiner Persönlichkeit. Dieser Tag mochte viele Tage in Tibet auf, und ich fühlte, daß ich jetzt Tibets größte Schenswürdigkeit geschaut hatte, die kaum von den Gebirgsmassen übertriffen werden konnte, deren schneebedeckte Gipfel seit uralten Zeiten in den öden Tälern, die sich an ihrem Fuß hinschlängeln, Generationen haben geboren werden und sterben sehen. . . Wunderbarer, unvergleichlicher Tschji-Lama! Nie hat ein Mensch einen so tiefen, unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. Nicht als Gottheit in Menschengestalt, sondern als ein Mensch, der sich in Herzengüte, Reinheit und Keuschheit der Grenze der Vollkommenheit so sehr nähert, als dies überhaupt möglich ist. Seinen Blick werde ich nie vergessen; er strahlt eine ganze Welt von Güte, Demut und Menschenliebe aus, und niemals habe ich ein solches Lächeln, einen so feingekürzten Mund, ein so edles Antlitz gesehen. Sein Lächeln verließ ihn keinen Augenblick, er lächelte wie ein Schlafender, der von etwas Schönerem und Ersehntem träumt, und jedesmal, wenn unsere Blicke sich trafen, steigerte sich sein Lächeln, und er nickte mir so freundlich und gütig zu, als ob er sagen wollte: „Vertraue nur blind meiner Freundschaft, denn ich meine es mit allen Menschen gut!“ So hohe Worte für einen, den er uns aber schließlich ja doch nur als einen wohlgeleiteten, edel gesinnten Jüngling zeigt? Was mag es sein, wodurch der heilige Knabe ihn so gewonnen hat, den weisesten, vielerfahrenen Mann, der doch mit dem Besten vertraut ist, was wir an Menschen in Europa haben? Ist in dem einsamen jungen Mönch solch eine magnetische Kraft, wodurch manche ganz unmittelbar, ohne die Kraft des Wortes, ja selbst eines Blickes erst nötig zu haben, unser Herz bewegen können? Oder ist es etwa, weil der Schwede hier eine andere Art, Mensch zu sein, zum erstenmal erblickt hat, die ihn vielleicht, einen bangeren Augenblick lang, am Wert seiner eigenen irden werden ließ? Denn wirklich, die beiden Enden der Menschheit haben sich da in die Augen geschaut! Hier der Held, den seine hinaus verlangende Kraft durch die Welt jagt, und der Heilige dort, der in seiner Abgeschlossenheit alle angesammelte Kraft bei sich hält, bis sie zur übersinnlichen Anschauung wird. Vielleicht fährt der Tschji-Lama jetzt in langen Nächten zuweilen aus seinen Gebeten auf und denkt an den fremden Wanderer zurück und lern

West-Edinburgh, in den Liverpooler Bezirken: Everton, West-Lothian, Kirkdale, West-Deerby; in Irland: Antrim-Central, London-Deerby-Nord, Armagh-Nord.

Liberaler Mandatgewinne.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“.)

London, 18. Januar.

Die Liberalen eroberten folgende Mandate: In London: Bermondsey, Newcastle-on-Tyne.

Konservative Mandatgewinne.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“.)

London, 18. Januar.

Die Konservativen eroberten folgende Wahlbezirke: in London: Mile End, Southwark, Chelsea, Bow; die Liverpooler Bezirke: Abercromby (wo der Unterstaatssekretär für Kolonien, Oberst Seely, unterlag), St-Lothian, Sunderland (zwei Mandate), Ribbles-minster, Whitehaven, Boston, Barwick, Coventry.

Nationalistische Wahlen.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“.)

London, 18. Januar.

In zwölf irischen Wahlbezirken wurden heute Nationalisten gewählt, ohne daß Gegenkandidaten aufgestellt waren.

Der Nationalist O'Connor wurde in Liverpool-Scotland wiedergewählt.

In Poplar wurde der Generalpostmeister Bugton wiedergewählt.

Das Ergebnis der drei Wahltage.

London, 18. Januar.

Bis 11 Uhr nachts waren folgende Wahlergebnisse bekannt: 118 Unionisten, 89 Liberale, 20 Kandidaten der Arbeitspartei und 28 Nationalisten.

Die Unionisten gewinnen 50, die Liberalen 8 Mandate und die Arbeitspartei ein Mandat.

Die Dienstpragmatik der Staatsbeamten.

Von einem hervorragenden Kenner der österreichischen Verwaltung.

Wien, 18. Januar.

Aus dem Gehejntwurf über die Dienstpragmatik der Staatsbeamten sind Mitteilungen veröffentlicht worden, welche besonders jenen Teil enthalten, der zweifellos die Beamten am meisten interessiert — die Gehaltsregulierung. Denn was immer sonst über den Kreis der Rechte und Pflichten der Beamten, ihre Abziehbarkeit und Verfehrbarkeit, ihre Disziplinarbehandlung und andere Details in der künftigen Pragmatik enthalten sein mag — die Geldfrage interessiert am meisten.

Es war bereits aus einer früheren Notiz der „Neuen Freien Presse“ vom 1. Januar 1910 bekannt, daß die Regierung das System des Zeitavancements in ihre Gehaltsvorlage aufgenommen habe, und auch die damals in der „Neuen Freien Presse“ gegebenen kurzen Angaben über die Zeitdauer der Vorrückung in höhere Rangklassen haben sich als richtig erwiesen. Das Zeitavancement be-

deutet ein automatisches Vorrücken in eine höhere Rangklasse und die damit verbundenen Bezüge auf Grund der Zurücklegung einer bestimmten Anzahl von Dienstjahren. Es wird mit dem bisherigen System gebrochen, wonach ein Beamter in eine höhere Rangklasse nur dann avancieren kann, wenn dort ein Posten freigeblieben ist. Dieses Zeitavancement ist schon seit lange ein Ziel der Sehnsucht der Beamten. In einem im Oktober 1908 eingereichten Memorandum des Zentralverbandes der österreichischen Staatsbeamtenvereine wird es als der Wunsch von rund 50.000 den Verbandsvereinen angehörigen österreichischen Staatsbeamten einer hohen Regierung mit der inständigen Bitte um baldige Erfüllung vorgelegt. Diese Forderung von 50.000 Petenten ist, da ja nicht alle Staatsbeamten in diesen Vereinen organisiert sind, vielleicht etwas nach oben abgerundet, da die Gesamtzahl aller österreichischen Staatsbeamten, Konzepts-, Rechnungs- und Rangleibeamte inbegriffen, 41.790 betrug, wenigstens nach der offiziellen Studie, welche das Departement für Privatversicherung des Ministeriums des Innern im Jahre 1904 nach dem Stande vom 30. Juni 1901 veröffentlichte; daß aber das Heer der Staatsbeamten in den acht Jahren seit jener statistischen Arbeit so erschreckend gewachsen sein sollte, ist kaum anzunehmen. Aber wie immer dem sei, gewiß erfüllt die Regierung mit der Aufnahme des Zeitavancements einen Wunsch der organisierten und wohl auch eines großen Teiles der nichtorganisierten Beamtenschaft. Der Grundgedanke dieses neuen Systems kann sehr einfach und verständlich dem Beamten eine weitgehende Sicherheit für seine Zukunft, eine Möglichkeit, sein Budget auf lange Zeit zu regulieren, geboten ist und er nicht von dem bösen Zufalle abhängt, daß ein Vordermann rechtzeitig forstirbt.

Die Hauptfrage bleibt, wie diese Neuerung finanziell wirkt, und dies läßt sich, wenn auch nicht genau, so doch einigermaßen erschließen. Für die Zwecke des Zeitavancements sind die Beamten in vier Gruppen eingeteilt: 1. Absolvierte Hochschüler; 2. Mittelschüler mit Hochschulurkunde; 3. andere absolvierte Mittelschüler; 4. Beamte ohne vollständige Mittelschulbildung. Alle diese vier Gruppen werden verschieden behandelt. Nun ist der Eintritt in den Staatsdienst vom 18. Lebensjahr an gestattet; aber nur die vierte Gruppe kann normalerweise von dieser Gestattung sogleich Gebrauch machen. Der absolvierte Mittelschüler wird gewöhnlich 19 Jahre alt und darüber, bevor er in den Dienst eintreten kann; wer noch einen zwei- bis dreijährigen Hochschulkurs absolvieren muß, wird 22 bis 23 Jahre alt; der absolvierte Hochschüler aber, der noch mehrfachen Prüfungen unterworfen ist, wird selten mit 23 Jahren, in der Regel um 24. Jahr herum beginnen.

Betrachten wir vorerst den absolvierten Hochschüler: Nach dem projektierten Zeitavancement braucht er als Praktikant drei Jahre, gelangt dann, ungefähr 27 Jahre alt, in die zehnte Rangklasse mit einem Grundgehalt von 2200 Kronen, einer Aktivitätszulage je nach dem Dienstorte von 480 bis 960 Kronen und einer Dienstalterszulage von 200 Kronen nach drei Jahren. In dieser zehnten Rangklasse verbleibt er fünf Jahre, also bis zum 32. Lebensalter, und gelangt dann in die neunte Rangklasse mit einem Grundgehalt von 2800 Kronen, der sich von drei zu drei Jahren um je 200 Kronen vermehrt, und einer Aktivitätszulage von 600 bis 1200 Kronen. In der neunten Rangklasse bleibt er durch sieben Jahre, wird also normalerweise 39 Jahre alt und erhält dann die achte Rangklasse mit einem Grundgehalt von 3600

Kronen und einem Aktivitätsbezug von 690 bis 1380 Kronen. Nach weiteren acht Jahren in der achten Rangklasse gelangt er automatisch in die siebente, ist also 47 Jahre geworden, erhält 4800 Kronen Grundgehalt, eine Aktivitätszulage von 805 bis 1610 Kronen und kann noch auf Quinquennalzulagen rechnen, die seinen Gehalt bis auf 6400 Kronen erhöhen. Damit aber hört das Zeitavancement auf.

Um zu ersehen, wie diese Neuerung finanziell wirkt, muß man vergleichen, wie alt die Beamten mit Hochschulbildung, die sogenannten Konzeptsbeamten, nach dem bisherigen System in den betreffenden Rangklassen waren. Darüber gibt die erwähnte offizielle Statistik ziemlich genaue Auskunft. Bei den Konzeptsbeamten betrug die durchschnittlich im Staatsdienste zurückgelegte Dienstzeit bisher in der zehnten Rangklasse 5 Jahre, in der neunten 8,6, in der achten 16,2 Jahre. Heute also wird, wenn man eine gleiche Anfangszeit und eine dreijährige Praktikantenzeit annimmt, der Konzeptsbeamte durchschnittlich 27, 32, 40, 56 Jahre alt, bis er in die zehnte, neunte, achte und siebente Rangklasse kommt, während er künftig mit dem 27., 32., 39., respektive 47. Jahre dieses Ziel erreicht.

Also in der zehnten und neunten Rangklasse wird sich kein Unterschied, in der achten die Differenz um ein Jahr und erst in der siebenten ein größerer Vorsprung in Zukunft ergeben. Da aber bei dieser Berechnung der Wirkungen des neuen Zeitavancements die denkbar frühesten Eintrittstermine in Betracht gezogen wurden, während doch der Eintritt sich bei sehr vielen Beamten aus den mannigfachen Gründen verzögert, so wird der Unterschied sich noch wesentlich geringfügiger gestalten. Er wird sich überhaupt nur für jene Konzeptsbeamte geltend machen, welche die Fünfzig erreicht oder überschritten haben.

Man kann daher sagen: Die Regierungsvorlage hat in dem Zeitavancement im großen und ganzen jene Verhältnisse im Konzeptsstatus stabilisiert, welche sie nach den statistischen Erhebungen vorgefunden hat. Der Vorteil dieser Beamten beruht hauptsächlich auf der erhöhten Sicherheit und Boraussehbarkeit ihrer künftigen Lebenslage.

Versuchen wir es nun, uns ein Bild der Lage der absolvierten Mittelschüler zu machen, also vornehmlich der Rechnungs- und Rangleibeamten. Ein solcher junger Mann kann günstigsten Falles mit 19 Jahren in den Staatsdienst treten, er praktiziert drei Jahre, wird, 22 Jahre alt, Beamter der ersten Rangklasse mit einem Grundgehalt von 1600 Kronen und einer Triennalzulage à 200 Kronen, ferner einer Aktivitätszulage je nach dem Dienstorte von 360 bis 720 Kronen. In der ersten Rangklasse bleibt er sechs Jahre, kommt also, 28 Jahre alt, in die zehnte Rangklasse mit dem oben genannten Bezug (2200 plus 480 bis 960), bleibt hier sieben Jahre, kommt 35jährig in die neunte und nach weiteren acht Jahren 43jährig in die achte Rangklasse, in der er es durch Quinquennien bis zu 4800 Kronen Gehalt bringen kann.

Bei diesen Beamten betrug die durchschnittlich im Staatsdienste zurückgelegte Dienstzeit nach den statistischen Angaben in der ersten Rangklasse 5,7, in der zehnten 12,8, in der neunten 21,5 Jahre, wozu noch eine verschieden lange Praxis zu rechnen ist. Bisher wurde also ein solcher Beamte, der mit 19 Jahren eintrat, dann, sagen wir, rund drei Jahre praktizierte, 22 Jahre alt, bis er definitiv angestellt war. Mit 27,7, respektive 40,5, respektive 61,6 Lebensjahren erlangte er die zehnte,

den Reib kennen. Oder vielleicht ahnt ihm, daß einst, in fernen Zeiten, wenn Amitabha wieder den Leib eines Menschen betritt, dies einer sein wird, der diese beiden Enden der Menschheit zusammenfaßt, Heil und Heiliger in einer Person.

Aber es mag auch sein, daß der junge Papst bloß deshalb so stark auf Hedin gewirkt hat, weil doch ein Europäer nie darauf gefaßt ist, auch unter Wilden Menschen zu finden. Der Europäerhochmut ist grenzenlos; wir sind noch immer geneigt, uns einzubilden, daß nur in unseren Sitten und Gewohnheiten allein Menschlichkeit gedeihen kann. Etwas von diesem albernen Wahn, als wenn Menschenwürde das Vorrecht irgend einer Rasse und Menschengestalt an unsere technischen Erfindungen gebunden wäre, steckt doch jedem von uns noch im Fleische; ohne Telephon können wir uns einen Weisen nicht denken. Unsere technische Kultur blendet uns so, daß wir sie zum Maß aller menschlichen Entwicklung nehmen. Aber gerade Hedin's Bericht zeigt wieder einmal, wie töricht das ist. Alle diese ganz einfachen, unwissenden, schmutzigen, verlauchten, halbwilden Menschen, von denen er sich begleiten läßt, haben menschliche Tugenden, die nicht alltäglich sind. Am meisten ist mir das an seinem Verfehr mit den Behörden aufgefallen. So viel Anstand, Höflichkeit, ja Verzichtlichkeit findet sich nicht immer bei europäischen Behörden. Hedin sagt: „So oft ich persönlich oder schriftlich mit den Chinesen in Berührung kam, zeigten sie mir stets die größte Liebenswürdigkeit und Rücksicht. Sie waren die Herren des Landes, ich besaß nicht die Berechtigung, mich in Tibet herumzutreiben. Dennoch bedienten sie sich nie harter Worte, geschweige denn der Machtmittel, die ihnen zu Gebote standen, sondern gingen in ihrer Gastlichkeit so weit, als es ihnen, ohne unloyal gegen ihr eigenes Land zu sein, möglich war.“ Hat ein Beamter den Auftrag, dem recht unbehaglichen Fremden irgend etwas zu versagen, so beginnt er stets damit, ihn seiner Verehrung zu versichern. In einem Schreiben, das Hedin aus Schigatse abschaffen soll, heißt es: „Ich weiß, daß Sie einer der berühmtesten Geographen Europas sind und daß Sie hier im Lande umherziehen, ohne sich in Tibets politische oder sonstige Angelegenheiten einzumischen, und einzig und allein geographische Arbeiten auszuführen. Ich habe große Achtung vor Ihnen als Mann der Wissenschaft, der sich ernstlich um das Fortschreiten der Erdkunde bemüht. Solche Männer schätze ich immer hoch und erweilen

ihnen die größte Ehrerbietung. Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen aber sagen, daß der letzte Vertrag zwischen China und Großbritannien über Tibet einen Paragraphen enthält, der besagt, daß keine Fremden, seien es nun Engländer oder Russen, Amerikaner oder Europäer berechtigt sind, Tibet zu besuchen, die drei Handelsplätze Gyantse, Takung und Gartok ausgenommen. Sie sind es also nicht allein, dem ich das Land verbitte. Ich hoffe, daß Sie mich nicht falsch beurteilen werden, wenn ich Ihnen nicht erlaube, weiterzureisen, denn ich bin durch den Vertrag gebunden. Ich habe den chinesischen und den eingeborenen Behörden aus Ihrer Route bereits Befehl erteilt, daß sie Ihnen alle Erleichterungen, die sich möglicherweise erreichen lassen, verschaffen sollen.“ Hedin befragt sich ja wirklich durchaus gegen das Geheiß. Rußland, England und China sind übereingekommen, während der drei nächsten Jahre keinerlei wissenschaftliche Expedition, welcher Art sie auch sei, in Tibet eindringen zu lassen.“ Ihn aber sieht das nicht an, verkleidet zieht er durch das verbotene Land. Schließlich wird er doch entdeckt. Was geschieht? Sehr höflich bittet ihn der Beamte, auf demselben Weg, auf dem er gekommen, wieder abzugehen. „Im Namen des Statthalters verbieten wir Ihnen, auch nur einen Schritt weiter nach Osten zu gehen! Wir bitten Sie, sich nach unseren Anordnungen zu richten. Es handelt sich um unsere Köpfe und um Ihre eigene persönliche Sicherheit.“ Hedin will aber selbst seinen Weg wählen. Darauf der Beamte: „Wir haben auch keinen fernlicheren Wunsch, als daß Sie der Straße folgen, für die Sie sich selber entscheiden.“ Aber er müsse darüber mit dem Gouverneur persönlich verhandeln, weshalb sie vorschlagen, ihn morgen zu diesem nach Saka-dsong zu geleiten. Aber nein, das will er nicht, weil dort sein Karawanenführer begraben liegt. „Es widerspricht meinen Grundsätzen, einen Ort zu besuchen, wo ich einen treuen Diener habe begraben müssen. Nach Saka-dsong bringen Sie mich nicht, auch wenn Sie ganz Tibet aufbieten.“ Darauf der Beamte, stets mit derselben nachsichtigen Geduld: „Wenn es Ihnen schmerzhaft ist, Saka-dsong wiederzusehen, werden wir gewiß nicht darauf bestehen. Wollen Sie statt dessen die Güte haben, uns nach Semoku am Tsangpo auf der Tsasam zu folgen, das wir in nur zwei Tagereisen nach Südwesten erreichen können.“ Dazu will sich Hedin allenfalls bequemen. Er

leichtert atmet der Beamte auf und sagt: „Danke.“ Und sehr nett ist es, wie er nun den wunderlichen Fremden, der allen Behörden so viel Verdruß macht, zutraulich fragt: „Aber sagen Sie mir, weshalb sind Sie denn eigentlich wiedergekommen? Sie reisen und reisen im Tibet umher, werden stets ausgewiesen und kommen immer wieder! Haben Sie im vorigen Jahre, als Sie gezwungen wurden, das Land auf dem Wege nach Labak zu verlassen, denn noch nicht genug davon bekommen? Und nun tauchen Sie wieder mitten unter uns auf! Wie ist denn das nur möglich, und weshalb kommen Sie eigentlich?“ Hedin antwortet: „Weil ich Ihr Land und Ihr freundliches Volk so sehr liebe, daß ich ohne sie nicht leben kann.“ Und da hat der Beamte wahrhaftig doch eigentlich recht, wenn er nachdenklich meint: „Hm! Es ist sehr freundlich von Ihnen, so zu sprechen; aber wäre es nicht besser, wenn Sie statt dessen Ihr eigenes Land ein wenig mehr liebten? Solange wir keine Reisen in Ihrem Lande machen, brauchen Sie auch unseres nicht zu durchreisen. Wir bleiben daheim; bleiben auch Sie zu Hause, das ist das Beste, was Sie tun können!“ Worauf Hedin mit der ganzen Europäer-Freudigkeit feierlich erklärt: „Solange wie ich noch in einem Sattel sitzen kann, werde ich immer wiederkommen! Sie können es dem Devachung ruhig mit einem Gruß von mir bestellen, daß die hohen Personlichkeiten sich auf neue Besuche von mir gefaßt machen möchten.“ Darüber lachen nun die Beamten und alles ist gut. Hedin bezeugt ausdrücklich: „Die Tibeter waren die ganze Zeit außerordentlich liebenswürdig, höflich und gefügig und sagten kein einziges hartes oder zorniges Wort über die Mühe, die ich ihnen schon wieder verursachte.“ Und nun nehmen wir doch einmal an, es würde nach manchen bösen Erfahrungen jetzt zwischen Oesterreich, Italien, Serbien und Montenegro vereinbart, für ein paar Jahre Dalmatien abzuschließen, und also verordnet, wer kein eingeborener Dalmatiner, dürfe das Land in dieser Zeit nicht betreten. Und wir nehmen weiters an, dies reize mich. Und als Kapuziner verkleidet will ich versuchen, durch Dalmatien zu schleichen. Es wird mir, da dort ja jeden Meilenstein ein Gendarm bewacht, sicher mißlingen. Ich wette, am dritten Tag bin ich entlarvt. Aber ich wäre neugierig! Ich kann mich ja irren, aber ich vermute, daß unsere hochgestellten Gendarmen kaum viel aktiver mit mir wären als jene Wilden in Tibet.